

Nr. 11. Bromberg, den 13. Januar 1929.

Eliza.

Roman von **Rudolph Stratz.**

(10. Fortsetzung.)

„Die Burschen von der Gießener althessischen Nation ahben wirklich unsere Spur verloren! Es war kein Reiter mehr hinter uns zu sehen!“

„Dies wäre ein Wunder!“

„Und doch wahr! . . . Und der gute Mann hier neben mir glaubt, daß wir auf diesem Rumpelweg in kurzem an eine Herberge kommen! Da — da sieht man wirklich ein Licht zwischen den Bäumen . . . Ein großes Haus — mitten im Wald . . .“

„Ein seltsam düsterer Bau . . . mit dem riesigen Strohdach fast bis zur Erde!“

„Es ist, als ob man uns schon erwartet hätte. Da tritt sofort der Wirt mit der Laterne in der Hand heraus!“

„Die Hunde sind angekettet! Der Knecht kommt und spannt gleich mit dem Kutscher zusammen die Pferde aus, ohne uns zu fragen!“

„Und dies Zimmer hier, in das man uns hinaufgeführt hat, ist wie zu unserem Empfang bereit! Die Federpfühle sind neu aufgeschüttelt — die Kerzen auf dem Tisch mit der Putzschere frisch geschnubbt . . .“

„Und dabei eine sonderbare Luft in der Stube — als ob hier vor kurzem noch Menschen gewesen wären. Ein Geruch von Tabak und nassem Tuch . . .“

„Ich merke es auch!“ Juel Wisselinck und der Lord standen unruhig in dem großen, dunklen, undeutlich von zwei Talgkerzen durchzitterten Dachraum der Waldherberge. „Sollten uns die Kerle absichtlich von der Landstraße weg in diese Mausefalle gelockt haben?“

„Ich habe eine Witterung für Gefahr!“ sagte der hagere Brite. „Hier ist es nicht geheuer! Besser draußen in der rauhen Nacht als hier im Trockenen . . .“

Juel Wisselinck stieß das eine Fenster auf. Nasser Nachtsturm fegte herein. Unten war der Hof. In seinem Dunkel glühten die grünen Augenpaare der beiden, jetzt losgeketteten, wolfsgroßen, leise winselnden Wachhunde. Dazwischen bewegte sich eine Schattengestalt nach dem Stall.

„Seid ihr unser Hauderer?“ schrie der Ostpreuße von oben. „Ja? . . . Spannt unverzüglich wieder an! . . . Es ist unseres Bleibens hier nicht! Wir kommen gleich herunter!“

„Gott sei Dank: das Mannchen zieht die Pferde ohne Widerrede aus dem Stall!“ Der Kandidat Wisselinck schlüpfte wieder in seinen, von Wasser vollgesogenen, erdbraunen Radmantel. „Kommen Sie, Mylord! Leise . . . Es braucht uns niemand im Hause zu hören, bis wir draußen sind . . .“

„Die Treppe ist dunkel. Nur unten im Flur ein Licht!“

„Geben Sie mir die Hand! Ich führe Euer Herrlichkeit!“

Der Lord John March stand jäh auf der obersten Stufe wie ein Steinbild still. Die Rechte des Kandidaten hatte die seine plötzlich warnend zusammengepreßt, die Linke wies hinab in den matt erhellten Hausgang. Diese Diele bildete gegen die Treppe hin auf jeder Seite einen dunklen Winkel, in dem Kleider hingen. Oder Kleider standen. Sich kaum merklich bewegten. Rechts und links lehnte da je ein totenstiller Schatten. Schwach blitzte an dem einen ein Glitzern auf und verhuschte.

„Sie warten mit der Axt in der Hand, um uns von rückwärts niederzuschlagen, wenn wir die Treppe hinunterkommen!“ murmelte Juel Wisselinck, als er und der Brite auf den Fußspitzen in die Stube zurückgeschlichen waren. Er öffnete leise das Fenster. „Was ist denn das für ein schnelles Hufgetrappel da draußen?“

„Der Kutscher reitet mit unseren Pferden in die Nacht hinaus. Er ist mit im Spiel!“

„Hol' ihn die Pest! . . . Vorwärts! Durchs Fenster! Hinunter müssen wir doch!“

„Wir haben keine Zeit mehr! Sie stapfen schon die Treppe herauf!“

„Wir müssen die Türe verrammeln! . . . Kein Schlüssel! Kein Riegel! Halt: den großen Schrank hier davor! Fassen Sie mit an, Mylord! Herrgott — warum ist denn der Schrank so schwer? . . . Zu ist er auch . . .“

„Es ist, als würde er von innen zugehalten! . . . Es bewegt sich etwas da drinnen! . . . So als fielen Säcke durcheinander . . .“

„Stemmen Sie sich mit mir aus Leibeskräften an die Rückwand, Mylord! Werfen Sie den Schrank um! . . . Mit der Vorderseite auf den Boden! So!“

Das Zimmer dröhnte in Staubwirbeln von dem Sturz des breitflügeligen Holzkastens. In ihm polterte es von hämmernden Fäusten und Stiefelabsätzen. Dumpfe Flüche drangen heraus. Die Zimmertür wurde von außen aufgeklinkt, aber der Schrank wuchtete hemmend vor ihr am Boden. Juel Wisselinck sprang über ihn weg zum Fenster.

„Viel Pläsier in Gießen!“ schrie er. „Die Pistole heraus, Lord! Erst die Hundeköter unten! . . .“ Und durch Krach und Rauch: „Gut! Das eine Vieh liegt! Das andere läuft! Nun mit langem Arm sich an der Wand herunterlassen und Abschwung! . . . Sind Sie heil auf den Beinen? Brauchen Sie sie! Rennen Sie ums Leben! In den Wald hinein, wo er am dicksten ist!“

Dort, in der tiefsten Nacht der Berge, nach einer Viertelstunde Dauerlauf durch triefendes Dickicht, machte Juel Wisselinck halt und horchte. Er hörte nichts als ihrer beider wildes Atmen und das Rauschen des Regens.

„Diese wundersamen Academici sind gar nicht erst dazu gekommen, uns zu verfolgen!“ sagte er. „Die sind wir los! Nun müssen wir heute nacht die Erde als Strohsack nehmen und uns mit dem Himmel zudecken. Aber mir scheint, der Regen läßt nach!“

Erstes Sterngeglitzer aus der wilden Jagd schwarzer Wolken. Nach dem Sturm das Schweigen im Walde. Als die beiden im Morgendämmern unter der schützenden Fittichwölbung einer Fichte hervorkrochen, wallten vor ihnen die Nebelfrauen auf der Wiese. Alle Täler des Odenwalds brauten in weißen Schwaden. Die zähe, feuchte Luft war kaum einen Steinwurf weit durchsichtig. Aber sie trug durch die Totenstille Laute des Lebens aus der Ferne: Peitschengeknall, Rädergerumpel, das heisere „Hüh“ von Fuhrleuten . . .

„Irgendwo hier muß eine Landstraße sein! Wir müssen hin!“ Juel Wisselinck bog die tropfenden Zweige des Unterholzes zurück, um dem Lord Durchlaß zu schaffen. „Warum dies Kopfschütteln, Mylord? Wir sind nirgends sicherer vor Monsieur Bienassis und seinen Leuten, als unter möglichst vielen Menschen!“

„Er hat, wie alle napoleonischen Polizeicharaktere, Auftrag, jeden Engländer zu verhaften, der sich auf dem Kontinent sehen läßt.“

„Ahnt er denn, daß Sie ein Engländer sind? Er weiß nichts von Ihnen, Lord March, als daß Sie mein Begleiter sind! Mich hat er wiedererkannt! Mir stellt er nach — als einem preußischen, nicht einem britischen Agenten! **Aber**

es ist jetzt Friede mit Preußen! Er muß sein Handwerk in aller Stille betreiben! Auf offenem Markt wagt er sich kaum an mich heran!"

„Und da vor uns liegt irgendein Marktflecken!"

Der junge Ostpreuße hob nach einer halben Stunde Schleichgang durch den Buchendom den bartlosen, scharfkantigen Blondkopf. „Hören Sie das nahe Hähnegeschrei? . . . Das Gebimmel des Meßglöckchens? Das Geschrei der Schulbuben? . . . Über den Graben, Mylord! Hinauf auf die Landstraße!"

Die Straße, die, wie alle Chausseen zwischen den Pyrenäen und der Weichsel in ihren ausgefahrenen Geleisen die Runen der napoleonischen Welt in Waffen trug: Knarrende Planwagen mit Mehl für das Heerlager in Mainz. Rote Warnungsfahnen vor Reihen von zweiräderigen Pulverkarren auf dem Weg nach Frankfurt. Zwei als Estafetten galoppierende Darmstädter Cheveaulegers. Ein Trupp ausgehobener Bauernburschen aus dem Odenwald, von Landjägern geleitet, als Nachschub für Spanien bestimmt — für Holland — für Sizilien. Alle Rheinbundfürsten musterten von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, ihre Rekruten zum Dienst des Kaisers der Franzosen, als Entgelt für ihre nagelneuen Königs- und Großherzogskronen.

Neben einer freistehenden Herberge an der Heerstraße rüstete sich ein Zigeunerlager zum Aufbruch. Der Wirt stand vierschrötig, hemdsärmelig unter der Türe.

„Sell is der Gutsleuthof!" schrie er, durch das Hundegekläff, Roßgewieher und Weibergekreisch der braunen Horde, dem Kandidaten Wisselinck als Antwort auf dessen Frage zu.

„Und das Nest im Nebel dahinten?"

„Dees Nest is e hochgräfliche Residenz, Herr, daß Sie's wisse! Die schreibt sich Praunheim!"

Juel Wisselinck schaute den Steilhang neben der Straße empor. Eine undurchsichtige, weiße Dunstwand umspann die Höhe.

„Wir sind im Nebel zwei Stunden im Bogen nach rückwärts marschiert!" sagte er zu dem Lord March. „Dort oben irgendwo liegt das Schloß Krähenstein, an dem wir gestern abend vorbeipassierten."

„. . . und Sie gaben dabei zu verstehen, eine junge Reichsgräfin in diesem Schlosse sei Ihnen bekannt . . ."

„O ja . . . ich kenne sie!" Der Ostpreuße wandte sich wild von dem nebelumwogten Burghügel ab. „Ich kenne sie als eine welsche Magd! Ich kenne sie als eine freudige Dienerin der Franzosen! Ich sah sie mit eigenen Augen vor Bonaparte im Staub der Landstraße knien! . . . Oh . . . da ist nichts zu hoffen . . . da ist nichts zu holen! . . . da gibt es nur Zorn und Wehmut in einem preußischen Herzen . . ."

„Aber gibt es nicht auch hier am Rhein Männer? . . . Bürger wie in Kolberg? . . ." fuhr er mit einem jähen Hoffnungsleuchten in den blauen Augen fort. „Patrioten, denen die gemeine deutsche Not am Herzen liegt? . . . Vorwärts, Lord! Wir wollen diese Vaterlandsfreunde in dem Städtchen da suchen! . . . Ich werde freimütig vor sie hintreten! Ich werde diesen würdigen Hausvätern vertrauensvoll vorstellen, daß wir nichts brauchen, als etwas Hilfe und Geleit auf dem kurzen Weg nach Frankfurt! Mein Glaube sagt mir: Wir finden unter diesen Dächern einen deutschen Mann!"

Aber der rosige, weißhaarige alte Hofapotheker, in dessen Offizin sie traten, drohte hinter der Theke schalkhaft mit dem Zeigefinger.

„Ei — ei — wer wird wider Buonaparte löcken!" sprach er mit kindlicher Fistelstimme. Und der reichsgräfliche Hoftailleur, drei Häuser weiter, retirierte sich mit einem Bocksprung nach der Wand und wehrte mitleidig überlegen mit der Elle in der Hand.

„Die Messieurs werden mich nicht aufs Glatteis locken! Ich bin ein friedlicher Bürger! Ich führe echte Pariser Waren! Ich verdiene genug an der Großen Armee!"

Der Rektor aber, im hochgräflichen Amtshaus am Markt, ein wuchtiger, breitbauchiger Mann, rückte sich erst ungläubig die Hornbrille auf der klobigen Nase zurecht. Dann verschanzte er sich hinter seinem Stehpult und deutete mit dem zornzitternden Gänsekiel nach der Türe.

„Wollt ihr sauberen Vögel mich unglücklich machen? Ich hab' Weib und Kind! Ich bin untertan der Obrigkeit! Hinaus — wo der Zimmermann für euch Hoch- und Malefizverräter das Loch gelassen hat! . . . Hinaus — schnell — ehe Monsieur Bienassis uns beisammen sieht!"

Draußen, auf dem Marktplatz, stand der schwammigbleiche, schattenäugige Pariser im schwarzen Priesterrock. Er tat, als habe er Juel Wisselinck und seinen Gefährten noch gar nicht bemerkt. Er sprach leise und nachdrücklich mit einem der beiden, vorhin eingerittenen Darmstädter Cheveaulegers. Der Unteroffizier salutierte militärisch wie vor einem Vorgesetzten, riß sein Roß herum und sprengte in gestrecktem Galopp über das Pflaster davon. Juel Wisselinck sah gedankenvoll zu.

„Er riskiert es doch wahrhaftig, dies falsche Lamm Gottes, und schickt nach einem Pikett, um uns aufzuheben!"

„Also sind wir verloren", sagte der Brite kalt.

„Frühstücken Sie noch nicht Ihre Geheimpapiere, Mylord! Jetzt müssen wir das Letzte wagen!" Der Ostpreuße näherte sich, höflich die Zylinderkrämpe lüftend, dem schwarzen Mann. „Ihr Diener, Monsieur Bienassis! . . . Sie begingen kürzlich in Polen eine Tölpelei, indem Sie sich plump an der erlauchten Person der Reichsgräfin von Praunheim-Krähenstein vergriffen! Ihr Glück, daß der Kaiser es nicht erfuhr, als er gleich darauf die hohe Dame auf der Tilsiter Strecke in Audienz empfing!"

Der Pariser Geheimagent hörte den Anderen schläfrig, mit halbgeschlossenen Lidern an. Sein Gesicht war ausdruckslos. Plötzlich belebte es sich in jäher Unruhe, als Juel Wisselinck fortfuhr:

„Ich warne Sie, Ihren Faux-pas zu wiederholen und die Gräfin Praunheim abermals zu belästigen, wenn ich jetzt zu einer Visite bei Ihrer Gnaden auf das Schloß hinaufsteige und mich, samt diesem Kavalier hier, unter dero souveränen Schutz stelle! Diesmal würde Napoleon Ihren Mißgriff zu hören bekommen, wenn er, in wenigen Monaten, in Paris Ihre Erlaucht wieder vor sich befiehlt! . . . Monsieur Bienassis: Ich bin der Ihrige!"

„Und jetzt", sagte er im Weggehen zu dem Briten, „hängt unser Tod und Leben davon ab, daß dieses unselige, napoleonstolle Mädchen uns im Schloß empfängt! Wir müssen den Teufel in der Hölle aufsuchen! Ist sonst ein recht schmucker Teufel!"

Die junge Reichsgräfin Praunheim saß dort oben in dem großen blauen Appartement! Sie trug, getreu dem Modedrang der Zeit, so schlank wie möglich zu erscheinen, eine hemdartig hauchdünne und enge Robe aus stahlperlenbesticktem, veilchenfarbenem Schleierstoff mit kurzen Ärmeln, und um das dunkelbraune Haar gewickelt einen purpurgoldenen, festlichen türkischen Turban, denn es war schöne Welt aus der Nachbarschaft zu Besuch vorhanden. Grand'maman hielt, aus ihrem winzigen Schildpattdöschen schnupfend, verhutzelt, steinalt, aber steif aufrecht wie eine große Dame des achtzehnten Jahrhunderts, Cercle. Ihre Ehrendame, die Krickenberg, saß neben ihr und trompetete ihr ins Ohr, wenn sie den alten Grafen Tromm nicht verstand, der mit Gräfin und Komteß vorgefahren war:

„Hélas! Die Zeiten sind abominable! Ich ziehe dieser Tage einen durchreisenden würzburgischen Troupier zur Tafel! Einen Mann von Mériten — einen Mann von Welt! Und was erzählt er ganz unbefangen zwischen Birne und Käse: Er sei der Sohn einer Deutschordens-Wäscherin aus Mergentheim!"

„Ist halt früher aufgestanden als unsereins!" sprach die Gräfin Eliza Praunheim zu ihrer Hofjungfer. „Was meinst, Boxbächle?"

„Immerhin, Euer Gnaden, liegt der Adel nicht in der Eile! Sonst wäre ja der Hase das nobelste Wappentier!" hüstelte der lange, hagere, reichsgräfliche Hofintendant, Mariophilus de Buy, ehemals, vor dem Zusammenbruch des deutschen Kaiserreichs, kurkölnischer écuyer tranchant. Doch ging von ihm das Gerücht, er sei nicht adeliger Vorschneider am Kardinalshof, sondern Kammerdiener gewesen. Die junge Praunheim kreuzte die Arme über der Brust.

„Deswege bringe wir's ja auch zu nix!" sprach sie herausfordernd auf gut Odenwälderisch in das Welsch der übrigen Sozietät, „. . . weil wir dahocke wie die Schnecke an der Mauer statt uns in Paris zu rühre!"

„Oh, Paris!" Der kaiserlich französische Heereslieferant Chevalier de Zinckhahn blinzelte verklärt zu den Amoretten des Deckengewölbes. Er war von kurmainzischem, noch feuchtem Adel, Aufkäufer von Klostergütern, die er in Baumwollspinnereien verwandelte.

„Wir kommen aus Paris! Welch ein Leben! Welch ein Luxus! Welch eine Fülle der Feste!" lächelte die diamantenglitzernde, sehr hübsche Madame de Zinckhahn. Man wußte nicht, woher sie stammte. Es hieß, sie sei früher Marketenderin gewesen. Jedenfalls war es merkwürdig, daß alle Offiziere der Großen Armee sie kannten und stürmisch begrüßten. Sie drehte die venezianisch rote Perücke zu Eliza Praunheim. „Ich sah dort Ihren Vetter Viktor, den Brigadier, gnädigste Herrin! Ah — ein Kriegsgott . . . Strahlend im Glanz der Waffen! Die Herzen der Frauen flogen ihm zu!"

„Meines nit, Madame!"

„Man trifft ihn überall! In den Antichambres der Marschallinnen — beim Lever der Könige — in den Zirkeln der Männer der großen Geschäfte! Überall ersieht er seinen Vorteil . . ."

„Und was hab' ich für Brüder?" Eliza Praunheim sprang heißblütig auf. „Der Kasimir ist ein Imbécile! Der Hyazinth ist ein Waschlappen! In die neue Zeit schicke sich die beide Simpel wie d' Sau zum Flöteblase! Und ich darf zugucke, wie uns der Schote, der Viktor, das Fell über die Ohre zieht! Hergott im Himmel: schick' uns auf den Krähenstein 'nen Mann! . . . Was gibt's, Léon? Ein Fremder von Distinktion will mich dringend sprechen?"

Der überalterte, fünfundzwanzigjährige Hofpage, ein langer, rosiger Lümmel, trug doch noch die verschlissene, blauatlassene, rot und grün verbrämte Krähensteinsche Edelknabenlivree mit silbernen Achselbändern. Er grinste pfiffig, einen Dukaten als Douceur in der Rocktasche.

„Ein niederländischer Ritter von Malta, Jonkheer van der Flier, mit seinem deutschen Dolmetscher, in wichtigster Affäre!"

„Am End läßt mich gar der Napoleon nach Paris hole!" Die Reichsgräfin Praunheim warf sich hoffnungsvoll die Schleppe über den Arm. Sie rannte aus dem blauen Appartement. Sie lief die hallende Steinwölbung des Ganges längs der Ahnenbilder hin. Sie mäßigte erst vor dem verblichenen, weißgoldenen Audienzsaal ihre Hast. Sie trat würdevoll-gemessen ein und blieb mit aufgerissenen Augen stehen.

„Erlauben mir Euer hochgräfliche Gnaden, Ihnen hier den Lord John March zu präsentieren!" sagte Juel Wisselinck. „Es hat keinen Zweck, ihn huldvoll anzureden. Er versteht kein Wort Deutsch oder Französisch. Er hat sich nur vor zehn Jahren, als er seinen Landsleuten half, den Niederländern Ceylon abzunehmen, einige Brocken Holländisch angeeignet und reist daher als ein Jonkheer und Untertan des trefflichen neugebackenen Königs Ludwig Bonaparte. Wenn ihn der richtige Bonaparte abfängt, geht es ihm schlimm. Mir auch! Ihnen auch, Euer Gnaden! Was wird aus den Krähensteinschen Rechtstiteln und der Audienz in Paris, wenn man einen Agenten der britischen Regierung unter Ihrem Dach erwischt? Der gute Lord hier trägt schlecht Wetter für Napoleon in der Innentasche seines Gilets. Man sieht es ihm nicht an . . . Er ist still von Art . . . Aber — ganz unter uns — ein höchst staatsgefährlicher alter Bursche!"

(Fortsetzung folgt.)

Der ungedrechselte Preis.

Humoreske von Heinrich Wiegmann-Hagen.

Zweiundvierzig Mäntel hat Eduard mit Käuferaugen angesehen, achtzehn anprobiert. Der dreiundvierzigste ist einwandfrei im Sitz und Schnitt, anscheinend strapazierfähig und auch brauchbar zum Durchtragen. Daß die Taschen etwas groß sind, stört weiter nicht. Eduard hat häufig gefunden, daß so kleine Markttaschen, die man immer bei sich trägt, bei einem unvorhergesehenen Abtransport gute Dienste leisten.

„Kostenpunkt?" fragt er.

„95,50."

Eduard haßt „gedrechselte Preise"; und 95,50 ist seiner Meinung nach ein gedrechselter Preis. Als er vor zwei Jahren einmal einen schäbigen blauen Aschenbecher kaufte, wollte er nur neunzig Pfennig statt der verlangten fünfundneunzig dafür zahlen, gab im Zorn aber schließlich eine volle, ungedrechselte Mark her und nahm die fünf Pfennig nicht zurück, die ein Lehrmädchen ihm nachtrug. Heute 95,50 für den Mantel zu zahlen, würde er als Verrat an sich selber empfinden.

„Zu teuer, etwas zu teuer! Sagen wir 95 Mark."

„Bedaure sehr. Feste Preise, mein Herr!"

„Mehr als 95 gebe ich nicht. Der kleine Nachlaß würde gegen Ihren Grundsatz der festen Preise nicht eigentlich verstoßen."

„Immerhin wäre es ein Verstoß", wiegt sich der Verkäufer verlegen in den Schultern. „Ich bitte doch, nicht ernsthaft eine Preisänderung zu erwägen. Es handelt sich ja auch nur um 50 Pfennige."

„Eben deshalb! Ich habe auch Grundsätze."

Eduard sieht den fragenden Blick. Er glaubt aufklären zu müssen. „Ich mag gedrechselte Preise nicht", sagt er finster.

Gedrechselte Preise kennt der andere nicht. „Wenn Sie gütigst gestatten: was verstehen Sie darunter?"

„Preise, welche die klare, einfache Linie verwischen. Die etwas Geschraubtes haben. Ich bin für das Natürliche."

Lächeln, Achselzucken: „Wenn es mir nun aber die Grundsätze unserer Firma leider versagen, Ihnen in dieser Angelegenheit entgegen zu kommen?"

„Dann lasse ich Ihnen den Mantel."

Kein Zweifel, dieser vernünftig aussehende Mensch ist von einer fixen Idee besessen. Um einer Marotte willen scheitert der fast zustande gebrachte Kauf noch. Hier feste Preise — dort gedrechselte Preise! Man müßte ein Salomo sein, um einen Ausgleich schaffen zu können.

„Ich werde den Abteilungsvorsteher befragen. Entschuldigen Sie bitte einen Augenblick."

Und Eduard entschuldigte. Sein Entschluß, durchzuhalten, leidet nicht darunter. Im Gegenteil. Als der Verkäufer mit einem kleinen dicken Herrn zurückkommt, der nach einigen verbindlichen Wenn und Aber auch von leider unumstößlichen kaufmännischen Grundsätzen redet, von äußersten Preisen und tadelfreier Ausführung, da steht es für ihn fest, daß er den Mantel nicht kaufen wird.

„Ist nicht so weit her, die sogenannte tadelfreie Ausführung", sagt er gallig, und in der ausgesprochenen Absicht, zu nörgeln, hebt er den Mantel hoch. „Dieser Aufhänger zum Beispiel" — ein anklagender Finger demonstriert — „ist viel zu schwach, hat einfach keinen Wert. In vierzehn Tagen ist er bestimmt durchgescheuert."

„O, ich halte ihn für sehr kräftig. Aber wie Sie wünschen: das lassen wir recht gern ändern. Herr Lohmann, wollen Sie den Mantel einmal in die Schneiderei schaffen."

Unerwartet kommt das, so unerwartet eigentlich, daß Eduard des Bremsen vergißt. Er entsinnt sich nicht, den Mantel schon gekauft zu haben. Aber der kleine Dicke ist plötzlich fort, der Verkäufer auch. Zwei Minuten vergehen, drei Minuten. Trotzdem weiß Eduard noch, was er will. Nur ein ungedrechselter Preis, keine voreilige Änderung werden ihn zum Kauf bewegen.

In der Stimmung eines gereizten Hahnes geht er dem Verkäufer dann entgegen. „Fünfundneunzig Mark" ruft er.

„Fünfundneunzig Mark —"

Nie hat Eduard leichter seine Brust entspannt.

„Wünschen Sie ihn anzuziehen?"

Das wünscht er. „Kasse sechs. Dort links, bitte. Vielen Dank. Auf Wiedersehen!"

Fünf glatte Mark erhält Eduard an der Kasse von hundert Mark zurück. Der Pförtner des Warenhauses öffnet ihm die Tür. Jetzt, da der Sieg errungen, ist Eduard ganz glücklich. Es treibt ihn nicht nach Hause; er geht langsamer als sonst, macht Umwege, bleibt vor manchem Fenster stehen. So wird wohl einem Maikäfer zu Mute sein, der lange in einer dunklen Schachtel krabbelte, ehe er den grünen Wald wieder erreichte.

Aber daheim, als er den Mantel auszieht, kommt ihn jäh ein Verwundern an. Kein Aufhänger! Der Aufhänger, der nicht vierzehn Tage halten konnte, einfach abgetrennt und kein neuer dafür angenäht?

Mißtrauisch angelt er nach dem Kassazettel, dann flimmert es ihm vor den Augen:

1 Paletot	95,50 RM.
Anhänger auf Wunsch entfernt	— 0,50 RM.
Sa.	95,00 RM.

Er wirft sich lang auf den Diwan. Ja, andere Leute haben auch Grundsätze . . .

Der Tag der Erkenntnis.

Skizze von Siegfried Bergengruen.

Die Rathausuhr tat sieben volle, lang nachhallende Schläge . . . Fritz Giese hob den Blick von den Büchern und schaute versonnen in das flammende Gold des westlichen Himmels, von dem ein paar kleine Fetzen fern zwischen den drohenden Mauerblöcken der Riesenstadt sichtbar wurden.

Sieben Uhr. — Daheim trieben sie nun das Vieh in die Ställe, der letzte Erntewagen schwankte knarrend durch das Tor, die Knechte polterten die steile Speichertreppe empor, um den Hafer für die Gäule zu empfangen. Und hernach saßen sie allesamt um den schweren, weiß gescheuerten Holztisch in der Gesindestube, die heiße Milchsuppe dampfte, die Blechlöffel klapperten in den irdenen Näpfen, und das Gespräch drehte sich um die Güte des Korns, die Arbeit der Woche und den Tanz am kommenden Sonntag.

Fritz Giese seufzte, während er sich dies alles ausmalte. Zwei Jahre waren nun schon vergangen, seit in ihm der Entschluß reif wurde, den Hof seiner Väter zu verlassen und mit einer der stickigen Stuben zu vertauschen, an denen die Großstadt so reich ist. Aber diese Jahre hatten es trotz angestrengter Studien, trotz lärmender Feste und bunter Eindrücke nicht vermocht, in ihm die Sehnsucht nach dem Leben daheim, dem Duft gepflügter Erde und gemähter Wiesen auszulöschen. Und dennoch tat er nun auch den letzten Schritt, um sich völlig von der Vergangenheit zu lösen: er verlobte sich mit einer der weißen, schmalfesseligen Frauen dieser ihm in ihrer nervösen Rastlosigkeit eigent-

lich so ganz fremden Welt. Warum? Erstens, weil er sie liebte — wie ein Riese eine Elfe liebt —, und dann, weil sie die Tochter des großen Mediziners und berühmten Professors war, bei dem er studierte und der ihm durch seinen Einfluß den Weg zu einer glänzenden ärztlichen Laufbahn ebnen konnte.

Fritz Giese erhob sich so langsam, als sei jede Minute, um die er seine Verlobung hinauszögerte, ein köstliches Kleinod. Dann saß er im Auto, kaufte einen Rosenstrauß und stieg die teppichbelegten Stufen der vornehmen, schwiegerelterlichen Wohnung hinauf.

Im Vistibül begegnete ihm Ilse. — Sie war in großer Toilette, ein Diadem funkelte im schwarzen Haar. Augen und Lippen waren leicht gemalt. Rings um sie her webte der Duft eines ihm unbekannten, sehr süßen französischen Parfüms.

Er liebte diese Aufmachung nicht, aber er bezwang sich, überreichte ihr die Rosen und wollte sie küssen. Aber sie schob ihn zurück. „Bist du wahnsinnig!“ zischte sie empört. „Ich komme direkt von der Friseuse. Außerdem bin ich gepudert, und Dein Smoking würde weiße Flecken bekommen!“ —

Er schluckte etwas hinunter, das bitter in ihm aufwallte, reichte ihr stumm den Arm, und sie betraten den Salon.

Viele Augenpaare begegneten den seinen und blieben, das fühlte er genau, noch eine ganze Weile einschätzend an seiner Gestalt, seinen Bewegungen und dem Sitz seiner Kleidung hängen. Schließlich belegten ein paar ältere Damen ihn mit Beschlag und begannen ihn auszufragen wie einen Sträfling. Als sie sich nach dem Beruf seines Vaters erkundigten, wollte er einen Augenblick die Wahrheit sagen: meine Eltern sind Bauern, ich bin Bauer, seit vielen Jahrhunderten sitzen wir als Bauern auf unserer Scholle. Aber im gleichen Augenblick fühlte er Ilses Blick auf sich ruhen, ein wenig spöttisch, ein wenig bittend und doch wieder befehlend, diesen Blick, gegen den er machtlos war, und da sagte er, während ihm um seiner Feigheit willen die Schamröte ins Gesicht stieg: „Mein Vater ist Gutsbesitzer.“

Das Essen verlief ohne Zwischenfälle. Ein älterer, dicker Herr mit einem Einglas im Auge begrüßte den neuen Sohn im Namen der Familie, sodann redete der Schwiegervater, und endlich sprach er selbst, der glückliche Bräutigam, ein paar dankbare Worte, die ihm besser gelangen, als er erwartet hatte, und den Beifall der Tafelrunde erweckten. Nach dem Wein gingen die Menschen, einer nach dem anderen. Die Autos knatterten vor dem Portal, und die Diener rannten hin und her.

Das jungverlobte Paar blieb allein.

Nun ließ sie sich auch von ihm küssen, plauderte von allerlei amüsanten Toilettensorgen und suchte ihn davon zu überzeugen, wie furchtbar viel es noch bis zum Hochzeitstage vorzubereiten und zu erledigen gebe. Sein Unwille verflog nach und nach, sein Herz klopfte höher in dem stolzen Bewußtsein, dieses schöne Geschöpf bald ganz sein eigen nennen zu dürfen, und er fühlte sich fast glücklich.

„Hast du die Gästeliste gesehen?“ rief sie plötzlich. „Wir haben sie heute früh zusammengestellt.“

Er nahm lächelnd das Blatt und las. Titel über Titel! Schließlich sagte er: „Ihr habt meine Eltern vergessen!“

Sie wurde etwas rot. „Meinst du nicht, daß es besser sei —?“

„Was . . .?“

„Wenn wir sie erst später einlüden!“

„Ich verstehe dich nicht.“

„Sie würden sich gewiß nicht wohl fühlen in dieser Gesellschaft . . .!“

In diesem Augenblick geschah es, daß etwas von Fritz Gieses Augen fiel, wie ein flimmernder Nebel, der ihm bislang die Aussicht versperrt hatte. — Er schwieg eine Weile. So lange dauerte es, bis der Sturm sich legte, der in seinem Gemüt aufgewogt war. Dann erhob er sich, scheinbar beherrscht.

„Du hast recht“, sagte er. „Sie würden sich in eurer Gesellschaft nicht wohl fühlen!“ Und nach einem kurzen Zögern, das er eintreten lassen mußte, damit sie nicht merkte, wie schwer ihm trotz allem der Abschied von ihr wurde, fügte er leise hinzu: „Auch ich fühle mich hier nicht mehr wohl.“

Ehe sie etwas erwidern konnte, war er draußen.

Dann fuhr er zu den Eltern. Zwei Wochen blieb er dort und half das Gold des Getreides mit wuchtigen Sensenhieben niedermähen und bei rechter Zeit in die Scheunen schütten. Als sie ihn einmal nach der Braut fragten, machte er eine Handbewegung, als ließe er etwas fallen. Da begriffen sie alles, denn sie waren Menschen, die das Leben ohne viel Worte anpackten und bezwangen.

Sein Studium beendete er in einer kleineren Stadt und wurde später Arzt in derselben Gegend, in der er aufgewachsen war.

Als ihn nach vielen Jahren ein Kollege besuchte, der mit ihm als Student befreundet gewesen war, und sich nach den Gründen erkundigte, warum er seinerzeit eine so glänzende Partie und Karriere ausgeschlagen habe, da lächelte der Arzt, der ein Bauernsohn war, und erwiderte: „Jeder Baum hat seine Erde, in der er wurzelt. Gräbt man die ab, so stirbt er. Ich wollte leben, also blieb ich hier. Gut, daß mir die Erkenntnis kam, bevor es zu spät war!“



Bunte Chronik



*** Der verwettete Blinddarm.** Haus und Hof, Weib und Vermögen, Kopf und Kragen hat schon mancher leichtsinnige Amerikaner verwettet, ohne sich sonderliche Gedanken darum zu machen. Doch der Mechaniker Al Gutierrez kann den echt amerikanischen Ruhm für sich in Anspruch nehmen, daß er sich einer Wette wegen seinen Blinddarm entfernen ließ. Eines schönen Tages kam der Bankier Charles Celaya in die Reparaturwerkstatt des Gutierrez in Rio Grande (Texas) und schimpfte Mord und Brand, weil sein Kraftwagen nicht in Ordnung war. Irgendwo im Fahrzeug knarrte es vorschriftswidrig. Der Bankier war der Ansicht, der Fehler müsse im Motor liegen. Der Mechaniker schwor dagegen, daß die Ursache des Geräusches in einer Feder am Fahrgestell zu suchen sei. Die beiden Hitzköpfe stritten sich eine Zeitlang herum, ohne zu einer Einigung zu kommen. „Wetten wir!“ schlug schließlich der Mechaniker vor. „Um zehn Dollar“, schrie der Bankier. „Nein, das ist mir zu viel. Wetten wir um . . . na, um ein Pfund Bankierfleisch gegen ein Pfund Mechanikerfleisch.“ — „Verrückt!“ fauchte der Bankier. Doch dann besann er sich rasch, weil ihn ein leichtes Drücken in der rechten Leistengegend an seinen recht überflüssigen Blinddarm erinnerte: „Wetten wir um unsere Blinddärme!“ — „Gut“, war der Mechaniker, ohne weiter zu überlegen, einverstanden. Die Wetter wurde ordnungsgemäß zu Papier gebracht, und die Urkunden wanderten in die gegnerischen Hosentaschen. Dann riefen die beiden Wettnarren einen unparteiischen Autoschlosser und ließen ihn nach der Ursache des ordnungswidrigen Geräusches forschen. Nach kurzer Untersuchung entschied der Unparteiische zugunsten des Bankiers. „Schön“, sagte der inzwischen wieder beruhigte Mechaniker mit sauersüßem Gesicht, „morgen früh um acht Uhr haben Sie meinen Blinddarm.“ Dann ging er zum nächsten Chirurgen, legte sich auf den Operationstisch und ließ sich den Blinddarm entfernen. Am anderen Morgen brachte ein Bote pünktlich zur vereinbarten Stunde den in Alkohol schwimmenden Mechanikerblinddarm in das Haus des Bankiers. Der Mechaniker mußte sehr zu seinem Leidwesen die Erfahrung machen, daß die Arztrechnung und der Verlust durch Verdienstausfall eine weit höhere Summe ergaben als jene zehn Dollar.

*

*** Wie man Ölfelder entdeckt.** Eine amerikanische Fachzeitschrift veröffentlicht eine Meldung über neuzeitliche Methoden des Aufsuchens von Ölfeldern. Es wird in einer gewissen Tiefe Dynamit zur Explosion gebracht, und die Schallwellen werden dabei mit besonders konstruierten Apparaten aufgefangen. Nach der Beschaffenheit dieser Wellen, die sehr tief in die Erde gehen, läßt sich feststellen, welche geologischen Lagerungen die Erdschicht hat und ob mit Erfolg nach Öl gebohrt werden kann.

Lustige Rundschau



*** Beweis.** Heinz war gestern mit der Irma weg. „War es nett?“ fragt Kolischer. — „Warum soll es nicht nett gewesen sein?“ — „Hast du jetzt einen Beweis ihres Gefühls für dich?“ — „Und ob: Siehst du nicht mein geschwollenes Auge?“

*

*** Ursache.** „Dieser Mann hat keinen Freund mehr in der Stadt!“ — „Sind sie alle gestorben?“ — „Nee, sie sind alle reich geworden!“

*

*** Kunst und Technik.** „Heute war ich in der Ausstellung und habe einen Lenbach für 12 000 Mark gekauft. Einfach prachtvoll!“ — „Kabriolett oder Limousine?“

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke;** gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.**, beide in Bromberg